

„Ah — Roda Roda — der Bekannte Bildhauer! Ich habe Ihre Werke wiederholt erwähen hören. Das Brunnengebäude und so weiter. — Na, Sie wollen also dem Schiederverfahren... Gut, Sie können versichert sein, die Regierung wird Ihre Bitte wohlwollend in Erwägung ziehen. Guten Tag.“ — Ich war entlassen.

Als ich vierzehn Tage nichts hörte, fragte ich auf dem Postamt, ob es nicht möglich wäre, jene dreihundert Mark einzuzahlen, die ich immer noch mit mir herumtrug.

Man sagte mir: „Nein, einzahlen können Sie nicht, denn Sie haben noch kein Konto und keine Nummer.“

Es war eine schwere Zeit. Meine Mutter verlangte täglich, das Geld zu sehen, — damit ich es nicht verbräuhle — und auch bei Rodt erwachte sie öfters und guckte nach dem Geld.

Ich bat auf der Post, man möchte mit eine Kontonummer zuweisen. Sie sagten, es ginge nicht. Warum? Weil ich noch nichts eingezahlt hätte.

„Ich will gern einzahlen,“ antwortete ich.

„Ja — da möchten Sie erst eine Nummer haben, unter der Sie buchen können.“

„Es war am 23. — es war einer jener herrlichen Apriltage, die für den Mäandiger Juli so charakteristisch sind — am 23. also durfte ich mein Geld hinlegen. Der Amtsvorstand ließ mich zu sich rufen und sagte mir:

„Man hat, wie Sie sehen, Ihrem Ansuchen willfahrt — wiewohl die Ausländer sind und Ihr Verbleiben durch mancherlei bebauerliche Schranken getätigt ist. Die Regierung hofft, daß Sie sich der Aufnahme in den Postfachverkehr würdig erweisen werden. Geloben Sie das?“

„Ich gelobe es,“ versicherte ich.

Und ich bekam die Kontonummer 1130, Schedam München.

Wenn nun eine Postanweisung an mich kommt, schickt man mir nicht etwa das Geld, sondern ich bekomme, — ganz wie der Amtsvorstand mir angeordnet hat — nur mehr die Verpfändung; dieser und dieser Betrag wäre meinem Konto gutgeschrieben worden.

Jeden Betrag, den ich zu irgendeiner bekomme, schickt man auf Postgeldamt und schreibt ihn auf Nummer 1130. Erst gestern kam wieder:

Vom „Austigen Sadjen“ für ein hübsches Trinflied 2,50 Mark.

Von der „Literarischen Rundschau“ für einen Artikel: „Sollen junge Mädchen Korsets tragen?“ 15 Mark.

Ich triegte das Geld nicht.

Wir haben seit sechs Wochen nichts mehr im Haus. Einmal füllte ich ein Formular aus und ging damit auf die Post.

Der Beamte sah die Geschichte durch, nicht befällig, ließ das Papier gegen Licht, und das Wasserzeichen zu prüfen, und sprach:

„Ich können ganz beruhigt sein. Der Scheck ist echt.“

„Ich wollte hundert Mark...“

„Scheiden S“ halt den Schein aufs Schedam.“

Ich schide öfters einen Schein aufs Schedam. Dann weist das Schedam hundert Mark an — an Herrn Roda Roda, München 46, Pragerstraße.

Das Postamt München 46 bekommt die Anweisung, sagt sich aber mit Rodt: „Der Mann hat ein Konto, auf das wir diesen Betrag überweisen müssen.“ — Und die hundert Mark gehen wieder aus Schedam.

Meine Mutter verblümmert in Not, ich sage am Bettelstab. Mein Geld geht aus Postgeldamt.

Gestern war ich persönlich bei einem Verleger und suchte ihm zwanzig Mark abzulösen.

Er sagte mir:

„Abzulösen? Ich überweise Ihnen das Geld durch einen Postcheck.“

Ich ging gebrochen von dannen.

Ich wiederhole den Versuch, Geld von der Post zu erhalten, das ich eben. Ich sehe ja ein, der Versuch ist töricht. Aber das ist nicht die Art der Verzeiwelnden, törichte Versuche zu wagen.

Die Regierung bleibt unarmberzig. Die Einführung des Postcheckverkehrs war ein Teil der Finanzreform des Reichs. Man wollte Geld haben und nimmt es nun den Ärmsten. Meine fargen, lauern Schriftstellerhonorare wird man dem Entente überweisen. Und die deutsche Kunst gibt man dem Sungertud preis.

Der letzte Brief.

Von
Hans Bauer.

(Nachdruck verboten.)

Starr, entrückt, blickt Olga ins Leere. Vor ihr liegt ein zogen Papier. In der Hand hält sie einen Federhalter. Rechts auf dem Tisch steht das Glaschen mit Strgynin. Chaos kreist in ihrem Kopfe. Lange, lange. Dann, ganz allmählich, konzentrieren sich ihre Gedanken wieder. Was, was soll sie denn schreiben? Den Abschiedsbrief. Und was soll er enthalten? Irgend etwas, irgend etwas. Es ist ja toll, so namenlos gleichgültig. In einer Viertelstunde ist sie tot. Beinhalt, fallt, in dem Stuhl. Dann weiß sie von nichts, gar nichts mehr. Dann bracht sie nicht mehr zu denken, kann sie nicht mehr denken. Ein Riesel durchzittert Olga: halb Gläubigkeit, halb Schanden.

„Abschiedsbrief...“ Sie kann ja alles ganz einfach schreiben: Ich nehme mir das Leben, weil ich im Gehicht für Emil Unterthlungen begangen habe und er mich nun hat lösen lassen, wo er erfragt hat, daß es rausgelommen ist. Und weil ich solche Angst vor Vater habe...
Oder: Was brauchen denn die Eltern überhaupt etwas zu wissen. Sie... sie würde ja so und so ohne Bewußtsein, wie in einem ganz, ganz tiefen Schloß — tot — Olga dachte dies Wort, wie sie es noch nie gebacht hatte — tot — daliegen, wenn die Eltern den Brief läsen. Und garnichts mehr würde sie wissen. Ihr konnte es doch so gleich sein, was nach ihrem Leben gefah. Auf sie würde doch das alles garnichts mehr sein. Und deshalb: da konnte sie auch etwas garliches schreiben. Etwas Gemeines. Konnte denn Vater verstanden, diesen brataten, widerlichen Säuer, der immer nur brüllen, immer nur schlagen konnte, der nichts von Emil hatte wissen dürfen, diesen erbärmlichen Vater, vor dem sie in den Tod ging. „Lump“ konnte sie schreiben... „Lumpenhund von einem Vater: ich habe unterzogen. Und mich mit einem Mann geliebt. Und Du Lumpenhund: Paß: Du kannst mir nichts mehr dafür anhaben.“

Sie führte den Federhalter auf das Papier. Setzte an. Legte die Feder weg.

Wogu denn das... wogu denn fluchen... sie sah das ja alles nicht mehr. Konnte sie ja doch nicht mehr genießen, die Abschlüßigkeit des Vaters, die Ohnmacht seiner Mut über

die Beleidigung. Und die letzte Lebensortellstunde, — sollte sie in der solches schreiben... Wenn sie nun dem Vater verzieh...
Ihre Gedanken verfliegen wieder. Siehen sich nicht mehr fangen und zuammun auf einen Punkt hoven.

„Vergehen — verfluchen — nichts schreiben: Was galt es dort hand das Strgynin...“ Sie rief nach ihm. Etwa 10 Minuten nach 6 Uhr war der Vater, von der Arbeit zurück. Jetzt war es gerade 6. Also noch 10 Minuten. Dann eine ewige Zeit... das Nichts...
Und was nun? Verzeihen — verfluchen — nichts schreiben? Garnichts? Die Erkenntnis der bodenlosen Nichtigkeit des einen oder anderen für sie ward in Olga immer wieder überwuchert von dem Trief, noch mitzuteilen, von der Erkenntnis der Wichtigkeit, daß die Eltern erfahren — so ober so erfahren — wieso, warum...
Die Minuten rannen. Olga schwante. Dann packte sie den Halter. Er schickte ihn. Sie geht in den Tod. Was die Seele. Die Buchstaben verfluchten sich ineinander. Sie schloß sich schon ganz erdenfern, schwabend. „Ich gehe in den Tod...“ Nun mußte sie das noch begründen. Sie schwante wieder. In den letzten Erdenminuten alles vergeben — Alles, alles samt auf den Generalerben Null. Jetzt wurde alles eins. Die Augen verdunkelten. Vater — Emil — Mutter: Alles, was auf der Erde geschah. Strafe — Belohnung: das gab es jetzt nicht mehr. Nur das Anwenden lebte noch. Der Zweifel über die letzte Auerung, das ungeheure Gependel in diesem Augenblick, das vor der Zerstückung stand, das Gependel in diesem Augenblick über den letzten Tag, über das Vermächtnis an die anderen.

Unbewußt griffen ihre Finger wieder an den Halter. Bitternis durchschüttelte sie. Sie schrieb, hoch, tief: Ich habe dich, Vater! Erwidert war mein Leben bei dir. Ich habe dich. Du hast mich ermorde. Ihr alle habt mich ermorde; Emil, der mich nicht mehr wollte, der reiche Pfader, der mich angien will, Du, der mich immer schlug. Ich habe Euch in ewige Zeit.

Die Wanduhr zeigte auf 8 nach 6. Olga nahm das Glaschen. Öffnete es. Irgendwas hielt ihre Hand. Sie schloß dieses etwas in unheimlicher übermenschlichen Rumpfe zurück. Trant. Ihre Gedanken brannten. In Ihrem Leib schwebte Feuer.

Noch Sekunden nur — Sekunden nur, stand es in ihrem Kopfe. Sie ward Alles. Alles brach in sie. Sie und Alles ward eins.

Da sah sie noch einmal das Papier. Nicht es in Fegen. Wollte ein neues Papier greifen. Wollte Worte der Veröhnung schreiben. Anstelle: Euer Olga hier, weil sie ins Gefängnis kommen soll. Verzeiht...
Ihre Finger lösten den Halter fallen.

Wodurch fühlte sie etwas in ihr einen letzten, allerletzten Gedanken denken: Hoffentlich sehen sie — den zerstückten Brief — nicht mehr zuammun — da brach ein Damm in ihrem Hirn unter der Sturzflut der Todeswellen. Ihre Gedanken schwemmen weg.

Wie der Vater kurz vor 17 die Tür aufschloß, hörte Olga schon nicht mehr seine Schritte aus dem Korridor trittern.

Ein neues Buch über Kahel Varnhagen*.

(Nachdruck verboten.)

Mit Bewunderung und Behmut bilden alle jene, die in den Straßen der Geistes- und Gemüts- und Lebenserden und kulturzergehenden Gewalten erkennen, auf der Zeit zurück, da Kahel Varnhagen von Enge als einer der uns lieb her Licht und Wärme verbreitenden Mittelpunkte in der europäischen Kultur-gemeinschaft weit durch die Lande strahlte. Die Zeit, in der Kahel lebte, war nicht minder reich an tiefgreifenden äußeren Geschehen, als es die gegenwärtige ist; aber die Stellungnahme des Volkes, insbesondere die seiner gebildeten Kreise, zu den Vorgängen des öffentlichen Lebens war grundverschieden von der des gegenwärtigen Geschlechts. Damals galt die Teilnahme in erster Linie dem geistigen Leben, erwiderte sich vor allem auf die Literatur, das Theater und die übrigen Künste; während heute das Interesse fast ausschließlich von den äußeren Begegnungen der höheren Welt, von Fragen der Politik und Wirtschaft, beherrscht wird. Daher scheinen sich in unserer Zeit keine in jedem Betracht großen Persönlichkeiten gestalten zu können, geistig und geistlich überragende Männer und Frauen, die einen Kreis Geschlechts mit sich zu sammeln vermöchten zu einem idealen Gesellschaftsleben, wie es zur Zeit Kahels möglich war und geschah.

Die berühmte schweidische Schriftstellerin Ellen Key gibt an der Hand von Briefen der Kahel und Jeunissen ihrer Zeitgenossen ein erschöpfendes Lebensbild der r'igen Frau. Wir lernen verstehen, daß ihre geistige Energie, ihr Will, ihre Frohgelamtheit, ihre gläubige Freireisensie, ihr warmes Gefühl für alle Große und Götze, ihr feines Unternehmungsvermögen, das intuitiv Wert vom Unwert zu trennen wußte, ihre Lebensfähigkeit, die in einer tragischen Grundstimmung ihre Wurzeln hatte, ihre S'isbereitschaft und Opferwilligkeit, ihre stillste Unantastbarkeit und Hoheit, die jede Niedrigkeit und Unfeinheit fernhielt — wir lernen verstehen, wie es möglich war, daß diese wunderbare Frau die Großen ihrer Zeit in ihren Kreis brachte. Nur einige der Gäste ihres Hauses, die alleamt ihre Freunde und Bewunderer wurden, seien genannt: Jean Paul, Heinrich von Kleist, Friedrich Schlegel, Heinrich Heine, Chamisso, Eiche, Madame Staël, Schlegelmacher, die beiden Schumbold, Seel, Fichte, Ranke, Weber, Beethoven, Prinz Louis Ferdinand, die Königin.

Größer aber als alles, was sie als strahlender Mittelpunkt eines erlesenen Gesellschaftskreises bedeutete — unvergänglich ist ihr Verdienst, um die deutsche Kultur dadurch geworden, daß sie die Erste gewesen ist, die Goethe als das Zentralgestirn der deutschen Kultur erkannte, erlebte und seinem Volke gleich einer Priesterin verlebte. Diese Aufgabe ist um so höher zu bewerten, als Goethe von seinen Zeitgenossen fast allgemein unterschätzt wurde. Es braucht nur daran erinnert zu werden, daß er sich für die zweite Sammlung seiner Werke einen andern Verleger suchen mußte, weil die erste in ihrer einzigen Auflage nicht abgesetzt werden konnte. Kahel war wirklich die Alerette, die Goethe neben Moses, Sokrates, Christus stellte; sie nannte ihn den „König der Deutschen“ und wurde nicht müde, einem weiblichen Johannes gleich auf ihn als auf den Stempel der modernen Menschheit hinzuweisen. Das Nahelnde der Schwebin ist ein Wegweiser zu den Höhen freien Menschentums, insbesondere für die deutsche

* Kahel Varnhagen. Eine biographische Skizze von Ellen Key. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem schweidischen Manuskript von Marie Franzos. Verlaa von Edgar Lammann, Halle a. S.

Frau der Gegenwart, die nun endlich das erreicht hat, wofür schon Kahel unermüdlich wirkte: die Gleichberechtigung, die aber in dem wirren, zerstückten Leben unter Zeit hin- und her schwankt, leicht eingetragene wird von geistlichen Parteitreiben und darüber die großen Kulturprobleme und deren ausschlaggebende Bedeutung für den Aufstieg der Menschheit aus den Augen verliert. Allen, die nach einer in sich gestifteten Welt- und Lebensauffassung ringen, und die des Willens sind, sich für die ureigenen Kulturtribale der Menschheit einzusetzen, sei dies Nahelbuch angelegentlich empfohlen.

Adolf Kassau.

Bunte Zeitung.

Noftradamus über das Jahr 1921. Im Weltkrieg sind die Prophezeiungen des Noftradamus, die jetzt über dreihundert Jahre alt sind, häufig zitiert worden. Da sie aber in sehr dunkler Sprache abgefaßt sind, ist es nicht allzu schwer, für jeden Fall das Passende herauszufinden. So hat man jetzt folgende Voraussetzungen gefunden, die sich auf das Jahr 1921 beziehen sollen: 1921 werde, so sagte Noftradamus, ein trübseliges Jahr werden. Die Völker, die ihre ursprünglichen Wege verlassen haben, um die Freizeite zu finden, werden bestraft, daß sie nicht mehr verflucht werden und werden blühen, sie darüber zu ärgern, daß sie Freiheit und Religion verlassen haben. Sie werden die äußersten Finsternisse niederlegen. Dann beginnt ein goldenes Zeitaler bis 1996. 1921 wird Frankreich wieder Monarchie. Große Umwälzungen geschehen in der Regierung der Staaten. Die Neugeburt, die darin vor sich geht, ist zum Teil einer großen und mächtigen Persönlichkeit auszusprechen, die wahrscheinlich aus dem nördlichen Frankreich kommt und einem alten Geschlecht angehört, das man für ausgestorben hielt. In diesem Jahre werden Frieden und Einigkeit unter den Völkern eintreten, die die Schranken brechen werden, die ihre Regierungen errichtet haben.“ (Noftradamus hätte andere prophezeit, wenn er die komplizierten Verhältnisse Europas gekannt hätte. Dr. Red.)

Verlebensprüfung durch Mäntgenstrahlen. In London finden zurzeit interessante Versuche statt, die darauf abzielen, vermittels der Durchdringung mit Mäntgenstrahlen im Interesse der Wertbestimmung die Unterschiede festzustellen, die zwischen den sogenannten aus Japan kommenden „geschützten“ und den echten Perlen bestehen. Diese „geschützten“ Perlen werden dadurch hervorgebracht, daß man eine Soutperle (die Mutterperle) einer lebenden Mutter einsetzt, die sofort in Reaktion gegen den Reiz der Verlebensmittel mit Perlmuttersekret zu übergehen beginnt. Die Mutter wird dann wieder zu ihrer Haut zurückgebracht, und das Wachstum der „geschützten“ Perle ist von der Zeit abhängig, die die Mutter auf der Haut verbleibt. Den Mäntgenversuchen wurden echte, „geschützte“ und künstliche Perlen unterzogen. Dabei zeigte es sich, daß die künstlichen Perlen im Mäntgenbild ganz unbedeutend erscheinen während zwischen den geschützten und den echten Perlen kein Unterschied zu entdecken war. Welche zeigte dieselbe Durchsichtigkeit. Die Versuche werden weiter fortgesetzt, werden in der Erwartung, daß es noch möglich, irgend welche feineren Unterschiede durch präzisere Aufnahmen zu erkennen. Geht das nicht, so würde natürlich der Wert der geschützten Perlen, da sie keine Unterzeichnungsmerkmale mit den echten Perlen aufweisen, beeinträchtigt werden. Es erklärt sich daher, daß Jümeliers, Handelsleute und besonders auch die Damen, die wertvolle Verlebensmittel besitzen, mit berechtigter Aufregung dem Weitergang dieser Experimente entgegensehen, da diese sie darüber aufklären, ob sie kostbare echte oder minder kostbare geschützte Perlen besitzen.

Literatur.

Was Europa geistlich ist. Von Frank A. Vandenberg. Deutsch herausgegeben von R. v. Schölsch. Drei Masken Verlag A. G., München.

Die Aufzeichnungen Frank Vandenberg, des hervorragenden amerikanischen Finanzmannes, sind eine der ersten kühnen Erweiterungen über die Folgen des Krieges für die Weltwirtschaft, die aus der Neuen Welt zu uns gelangt sind. In seiner unbefangenen, praktischen Auffassung und seinem Sinn für großen Maßstab zeigt sich das Buch sehr amerikanisch, und es wird den deutschen Lesern, der aus den heimischen Jähren und Nöten herausstreift, wohlthätig empfohlen. Europa als einen Kontinent betrachtet zu sehen, dessen gemeinsame Verarmung und Sorge ihn auf gemeinsame Aufgaben weist. Der Verfasser ist sachlicher, als es den Nationen des Verfallens Betrages recht sein kann, und ist infolgedessen als einer der wenigen ausländischen Führer anzusehen, die geeignet sind, auch aus Deutschen einen weiteren Blick für die Wirtschaftslage der europäischen Staaten und Richtlinien für die zukünftige Gestaltung Europas zu geben.

Kunst der Zeit. Mit 60 Abbildungen. Gieseler, München und dem Testament des Ränklers, Gieseler und ausgegeben von Hugo Kehler. Verlag Hugo Schmidt, München.

Ein nur 88 Seiten starker Band, der gleichwohl das gesamte Werk und das gesamte Leben des großen holländischen Meisters umschließt. Der Münchener Kunsthistoriker Hugo Kehler gibt kurz und sachlich die Biographie des bedeutendsten Schülers Rubens, eine meisterliche Studie, die bei ihrer Knappheit auch psychologische Erkenntnis darat. Ausdrücklich eine Würdigung des gewaltigen Lebenswertes, keine phrasenhafte Symne, sondern eine Kunststudie aus allen Schaffens-epochen des Meisters, Porträts aus Holland, aus England und Italien, Bilder aus der biblischen Geschichte, Schlangentier, Studien. — Gutes Papier, sorgfältiger Druck, aparte Ausstattung. Zur Einführung in das Studium von Dürers vortrefflich geeignet. M. S.

Karl Augeneruber: Jahrende Sängere von heute. 1921. „Mia“, Wiener Literarische Anstalt, Gef. m. b. S., Wien-Belgisch.

Einundsechzig deutsche und österreichische Dichter und Schriftsteller, von denen jeder seinen eigenen Vektor und Vermerkereis hat, erscheinen in dieser in ihrer Reihheit und der Hauptgesamtheit der originalen Ideen einzig und unerreicht bestehenden, von Karl Augeneruber herausgegebenen Sammlung tragischer, komischer oder tragikomischer Erlebnisse. Das von Franz Karl Witzky eingeleitete Werk berichtet mit richtigem Humor oder seiner Satire und gemildert Betrachtung von solchen Erlebnissen, die fahrenden Sängere von heute, unter denen sich die besten deutschen Literaten befinden, hatten.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 16/17, Fernruf 5330 u. 6330.